

FOKUS



Forschung an der Fachhochschule: berufsbezogen, praxisnah, interdisziplinär

Die Forschungs- und Entwicklungsprojekte sowie Evaluationsstudien und Literaturexpertisen der Berner Fachhochschule orientieren sich an Fragestellungen aus der Praxis. Am Fachbereich Gesundheit hat sich in enger Zusammenarbeit mit den Partnerinstitutionen eine eigenständige, berufsbezogene und interdisziplinäre Gesundheitsforschung entwickelt.



Prof. Dr. Dirk Richter
Dozent Angewandte
Forschung und
Entwicklung Pflege
Fachbereich Gesundheit
dirk.richter@bfh.ch



Prof. Dr. Isabelle Pompizi
Leiterin Abteilung
Angewandte Forschung und
Entwicklung, Dienstleistung
Fachbereich Gesundheit
isabelle.pompizi@bfh.ch



Brigit Schindler
Wissenschaftliche Mitarbeiterin
Angewandte Forschung und Entwicklung,
Dienstleistung
Fachbereich Gesundheit
brigit.schindler@bfh.ch

Warum braucht es eine eigenständige Gesundheitsforschung an Fachhochschulen? In Artikel 9 des Bundesgesetzes über die Fachhochschulen (Fachhochschulgesetz FHS) ist festgelegt: «Die Fachhochschulen betreiben anwendungsorientierte Forschung und Entwicklung und sichern damit die Verbindung zur Wissenschaft und zur Praxis.» Im deutschsprachigen Raum wird jedoch häufig in Frage gestellt, ob es die Gesundheitsforschung an Fachhochschulen (FH) tatsächlich braucht. Schliesslich existiert eine seit langem etablierte Forschung in den medizinischen Fakultäten und Universitätskliniken. Gibt es also über die gesetzliche Grundlage hinaus eine sachliche Rechtfertigung für die Gesundheitsforschung an Fachhochschulen?

Das Kerngeschäft des Fachbereichs Gesundheit ist die Ausbildung für die Berufe der Ernährung und Diätetik, Hebammen, Pflege sowie Physiotherapie. Eine Hochschulausbildung für diese Professionen setzt jedoch voraus, über eine hinreichende

Wissensbasis zu verfügen, auf die sich diese Ausbildung stützen kann. Die Forschung in den medizinischen Fakultäten ist auf die Grundlagenforschung sowie auf die medizinische Praxis fokussiert. Der Arbeitsalltag und die Anforderungen an eine gute klinische Praxis in den Berufen, die an der Fachhochschule ausgebildet werden, kommen dabei so gut wie gar nicht vor. Ein Grund für diese Vernachlässigung ist die traditionelle Sichtweise, die diese Berufe als assistierende medizinische Hilfsberufe erachtet.

Vom medizinischen Hilfsberuf zur eigenständigen Verantwortung

Glücklicherweise gehören diese Zeiten heute der Vergangenheit an. Die an der Fachhochschule gelehrten Ausbildungen haben eigenständige Berufsbilder und wissenschaftliche Disziplinen. Die Angehörigen dieser Berufe übernehmen Verantwortung für Interventionen in der spitalexternen

Versorgung, in der Langzeitpflege sowie in Ernährungs-, Hebammen- und Physiotherapiepraxen. Allerdings wächst die Verantwortung nicht nur im ausserklinischen Sektor, auch in Spitälern wird erwartet, dass die verschiedenen Professionen eigenständig handeln und ihre Entscheidungen fundiert begründen. Im Zeitalter der Fallpauschalen vollzieht sich diese Entwicklung nicht zuletzt auch aus ökonomischen Gründen.

Mehr Verantwortung sorgt für neue Aufgabenstellungen

Die beruflichen Inhalte und Kompetenzen sowie die damit verbundenen Herausforderungen leiten die Forschungsthemen. Daher hat die angewandte Forschung und Entwicklung der Fachhochschule die Funktion, die Praxis bei Fragestellungen zur Problemlösung zu unterstützen. Aktuelle Forschungsprojekte des Fachbereichs Gesundheit befassen sich beispielsweise mit:

- dem angemessenen Grade- und Skillmix auf Stationen von Akutspitälern und Altersheimen (siehe S. 12),
- dem Umgang mit Aggressionen zwischen Mitarbeitenden und Patientinnen und Patienten,
- der Effektivität besonderer physiotherapeutischer Verfahren,
- der optimalen Betreuung von Frauen und ihren Familien während Schwangerschaft, Geburt und Wochenbett (siehe S. 18),
- den Massnahmen zur Reduktion von Salz in der Gemeinschaftsgastronomie (z.B. Schulpflege),
- den Anforderungen und Entwicklungsmöglichkeiten in der psychiatrischen Pflege.

Die Gesundheitsforschung an der Fachhochschule ist kein Ersatz und auch keine Konkurrenz zur etablierten medizinischen Forschung. Es werden Themenfelder und Versorgungsbereiche abgedeckt, die von der medizinischen Forschung in Folge ihres Auftrags nicht oder nur unzureichend behandelt werden.

Forschung: Kooperation und Identitätsbildung

Wo es nötig und möglich ist, werden Kooperationen mit Partnern aus dem medizinischen Bereich angestrebt. Gemeinsame Eingaben an Förderungsinstitutionen haben bereits stattgefunden. Die Forschung in den Praxisfeldern der Fachhochschulberufe dient jedoch immer auch der Identitätsbildung. Bei den Gesundheitsprofessionen handelt es sich um junge wissenschaftliche Disziplinen, die noch einer theoretischen und empirischen Fundierung bedürfen. Die Mitarbeitenden der Gesundheitsforschung der Berner Fachhochschule (BFH) tragen mit Beiträgen an Fachkongressen sowie mit

Publikationen in Fachmagazinen, wissenschaftlichen Zeitschriften und Fachbüchern zu dieser Entwicklung bei.

Quantitative und qualitative Gesundheitsforschung

Die Identitätsentwicklung der Gesundheitsberufe drückt sich zum Teil auch in der Anwendung und Entwicklung von wissenschaftlichen Methoden aus, welche aus Sicht der medizinischen Forschung eher randständig sind. Gerade die Pflegeforschung wendet vielfach auch qualitative Methoden an. Dazu gehören etwa Verfahren wie narrative und biografische Interviews sowie Fokusgruppen (siehe S. 22).

In jüngerer Zeit werden auch in etablierten medizinischen Journalen qualitative Arbeiten vermehrt veröffentlicht. Es setzt sich dort zunehmend die Erkenntnis durch, dass bestimmte Sachverhalte nicht durch standardisierte Fragebögen oder Tests untersucht werden können, wie dies in quantitativen Verfahren üblich ist. Dies gilt vor allem für Themenbereiche, die noch wenig erforscht wurden. Weitere Einsatzbereiche für qualitative Verfahren sind Datenerhebungen, deren Stichprobe zu klein für statistische Verfahren ist, die ausserordentlich sensible Themen untersuchen oder die Menschen in schwierigen Lebenssituationen befragen. Schliesslich kommen qualitative Verfahren dort zur Anwendung, wo man aus methodischen Überlegungen heraus auf eine möglichst «ungefilterte» Sichtweise der Befragten zielt, beispielsweise bei Befragungen zu Patientenbedürfnissen.

In der aktuellen Forschung für Gesundheitsberufe hat sich die Erkenntnis durchge-

setzt, dass es sowohl qualitative als auch quantitative Forschungsansätze braucht. Die richtige Methode orientiert sich dabei in erster Linie nach der wissenschaftlichen Fragestellung und den zu befragenden Teilnehmenden. In der Forschungsabteilung des Fachbereichs Gesundheit sind daher Kompetenzen für quantitative und qualitative Methoden vertreten.

Nutzenorientierung

Mit spezifischen (qualitativen oder quantitativen) Methoden, die sich an den Fragestellungen der Forschungsprojekte richten, werden in erster Priorität relevante Ergebnisse für die Praxis erarbeitet. Für die Nachhaltigkeit von Forschungsergebnissen ist es deshalb von grosser Wichtigkeit, die Anliegen der Praxis zu berücksichtigen und aktuelle Themen aufzunehmen. Je nach Projekt werden Forschungsfragen daher aus praxisrelevanten Problemstellungen und zusammen mit Pflegenden, Hebammen, Physiotherapeutinnen und -therapeuten und Ernährungsberatern heraus generiert und Forschungs- und Evaluationsdesigns gemeinsam entwickelt. Der kontinuierliche Einbezug der Praxispartner während des Projekts ist sehr bedeutend. Die Forschungsergebnisse können so fortlaufend gemeinsam diskutiert und die Konsequenzen für die Praxis zusammen erarbeitet werden. Die Erfahrung zeigt, dass die Forschungsergebnisse dadurch besser in den beruflichen Alltag einfließen und anschliessend in konkreten Umsetzungsprojekten erprobt werden können, die je nach Absprache wissenschaftlich begleitet werden. Ein zusätzlicher Forschungsnutzen ist der Einbau neuester Erkenntnisse in Lehre und



Weiterbildung. Dieser Wissenstransfer wird durch einen kontinuierlichen Austausch zwischen Forschung, Lehre und Weiterbildung gewährleistet.

Vier Berufsfelder, zwei Forschungsschwerpunkte, eine Forschungsabteilung

Seit 2006 wird am Fachbereich Gesundheit der BFH geforscht. Die inhaltliche Forschungsausrichtung der Abteilung Angewandte Forschung und Entwicklung, Dienstleistung konzentriert sich dabei auf die zwei Forschungsschwerpunkte «Gesundheitsförderung und Prävention in allen Lebensphasen» und «Qualitätsförderung, Wirkungsorientierung und Wirtschaftlichkeit im Gesundheitswesen». Im Rahmen dieser Forschungsschwerpunkte entwickelt sich die Forschung in den vier Bereichen Ernährung und Diätetik, Hebamme, Pflege und Physiotherapie disziplinär und interdisziplinär weiter. Dies führt zu einer zielgerichteten Konzentration der Kompetenzen der gesamten Forschungs- und Dienstleistungsabteilung. An der Abteilung Angewandte Forschung und Entwicklung, Dienstleistung arbeiten heute rund 20 Personen aus den Fachrichtungen Oecotrophologie, Ernährungsberatung, Geburtshilfe und Hebammenwissenschaft, Pflegewissenschaft, Soziologie, Psychologie, Sportwissenschaft, Physiotherapie und Andragogik berufsbezogen und interdisziplinär zusammen (siehe dazu auch FREQUENZ, Mai 2010, S. 19). ■

Kontakt

Berner Fachhochschule
Fachbereich Gesundheit
Abteilung Angewandte Forschung
und Entwicklung, Dienstleistung
Prof. Dr. Isabelle Pompizi
T +41 31 848 37 60
forschung.gesundheit@bfh.ch
www.gesundheit.bfh.ch/forschung

MIT SPITZER FEDER

Von Fälschung, Freiheit und Objektivität in der Forschung

Geht das 21. Jahrhundert als Jahrhundert der Fälschungen in die Geschichte ein? Die Meldungen über Fälschungen jagen sich: Falsche Van Goghs und da Vincis, gefälschte Medikamente, gefälschte Statistiken und neuerdings auch gefälschte Forschungsergebnisse? Da wird ein renommierter Affenforscher der Harvard Universität des Betrugs überführt, da steht der Klimarat der Vereinten Nationen im Schussfeld wegen Fehler und Ungereimtheiten in seinem 3000 Seiten dicken Sachstandsbericht. Und 2009 hat ein Fälschungsskandal im Bereich Chemie sogar die Eidgenössische Technische Hochschule Zürich (ETH) als seriöse Eliteuniversität erschüttert. Über die Gründe solcher Entgleisungen mag man spekulieren – das übertriebene Ego eines machthungrigen Menschen, der stetige Druck auf die Forschenden, Daten und Resultate in immer rascherem Rhythmus zu produzieren, sich gegenüber der Konkurrenz abzuheben und schneller zu sein als die anderen? Und welche Rolle spielt der Erwartungsdruck von Sponsoren? Schliesslich werden gemäss neuesten Schätzungen beispielsweise in Deutschland 70 Prozent der Forschung von der Industrie finanziert. Wie frei und objektiv kann Forschung denn sein, wenn sie Auftragsforschung ist? Die Zeiten scheinen vorbei zu sein, als Forschende als freie Geister oder Privatgelehrte sich voll und ganz ihren Lieblingsthemen widmen konnten. Heute ist die Finanzierung der Forschung für die Hochschulen zum bestimmenden Thema geworden. Drittmittel müssen eingeworben, Akquise gemacht und Praxispartner gefunden werden. Das hat alles seine Richtigkeit, da Fachhochschulen angewandte und praxisorientierte Forschung betreiben sollen. Aber es ist auch eine Gratwanderung, sozusagen als Diener zweier Herren zu agieren, auf der einen Seite die lautereren Ziele der Forschung zu verfolgen und systematische und überprüfbare Erkenntnisse zu generieren, auf der anderen Seite die Bedürfnisse von Auftraggebern zu befriedigen, ganz nach dem Motto: Wer zahlt, befiehlt. Auftraggeber verfolgen mit ihrem Auftrag ein bestimmtes Interesse, ein bestimmtes Ziel und wollen entsprechende Resultate. Doch bestimmt nur der Geldgeber die Sichtweise, und wäre Forschung sonst neutral und objektiv? Und was ist denn eigentlich objektive Forschung? Das sind Fragen, die die Wissenschaftstheorie seit langem beschäftigen, angefangen bei Max Weber, der

vor rund hundert Jahren den «Werturteilsstreit» in den Wissenschaften massgebend prägte, bis hin zu anderen Leitfiguren, die Jahrzehnte später das Thema in ihren Werken wiederum diskutierten. Forderte Max Weber in seinem Klassiker «Die Objektivität sozialwissenschaftlicher und sozialpolitischer Erkenntnis» noch Werturteilsfreiheit der Wissenschaft, d.h. dass Fakten und nicht Werte ausschlaggebend sein dürfen, so besteht unterdessen weitgehend Konsens darüber, dass dies nicht der Realität entspricht. Es ist immer der Blickwinkel, der bestimmend ist, bereits für die Forschungsfrage und das Forschungsdesign, aber auch für die Interpretation der Forschungsergebnisse. Forschung, auch naturwissenschaftliche Forschung, ist so gesehen immer auch Standpunkt und geprägt von «handlungsleitenden Interessen», wie Habermas es nennt. Das ist nicht etwa negativ, ganz im Gegenteil. Hätte sich beispielsweise Barbara McClintock in den 1940er Jahren nicht, entgegen der üblichen Annahme, dass Ausnahmen die Regel bestätigen – Ausreisser eben – explizit der Erforschung abweichender Muster in der Pigmentierung von Maiskörnern gewidmet, hätte sie nie das Phänomen der Transposition, d.h. die springenden Gene entdeckt. Und ihr wäre nicht Jahrzehnte später, im Jahr 1983, als erster Frau dafür der Medizinnobelpreis verliehen worden. Deshalb ist es für die Forschung weder falsch noch schlecht, wenn ein expliziter Standpunkt eingenommen wird. Wichtig ist jedoch, sich dessen bewusst zu sein und dies auch transparent zu machen.

Prof. Dr. Cornelia Oertle Bürki
Leiterin Fachbereich Gesundheit



Ente oder Kaninchen? Der amerikanische Wissenschaftsphilosoph Thomas S. Kuhn veranschaulichte mit dieser optischen Illusion des amerikanischen Psychologen Joseph Jastrow, dass sich bei wissenschaftlichen Revolutionen die Wahrnehmung der Wissenschaftler radikal ändert.